

MUT
VIELFALT.LOKAL.STÄRKEN

agif EIN PROJEKT DER
Arbeitsgemeinschaft
Jugendfreizeitstätten
Sachsen e.V.

A hand is shown from the palm side, holding several colorful pills (blue, green, yellow, orange) in a vertical line. The background is a vibrant, textured red powder or smoke, creating a dramatic and somewhat abstract atmosphere.

**DAS
EMANZIPATORISCHE.
PERSPEKTIVEN KRITISCH-
DEMOKRATISCHER
BILDUNG IN DER
JUGENDARBEIT.**

BAND 7



MUT

VIELFALT.LOKAL.STÄRKEN

**DAS
EMANZIPATORISCHE.
PERSPEKTIVEN KRITISCH-
DEMOKRATISCHER
BILDUNG IN DER
JUGENDARBEIT.**

BAND 7

Entstanden im Rahmen des Projektes **MUT – Interventionen. Vielfalt. Lokal. Stärken.** (2020–2022)

Das Projekt begleitete Fachkräfte in der sozialpädagogischen Arbeit mit jungen Menschen im ländlichen Raum. Junge Menschen, die jugendarbeiterische Angebote nutzen, sind vielfältig. Ein Teil von ihnen ist von unterschiedlichen Formen von Diskriminierung betroffen. Andere Nutzer*innen sind Jugendliche im Ansprachefeld neonazistischer, völkisch-nationalistischer und autoritaristischer Akteur*innen: Sie zeigen diskriminierende Haltungen und bewegen sich im Umfeld „rechter“ Bekanntenkreise.

Ziel des MUT-Projektes war es, lokale Konfliktlagen und Ausgrenzungsszenarien zu erheben sowie deren Auswirkungen in den Arbeitsfeldern zu untersuchen und zu bearbeiten – gemeinsam mit dem Projektteam und den längerfristig begleiteten Fachkräften. Es ging darum, den Blick für alltagsnahe Gelegenheiten demokratischer Bildung bei jungen Menschen zu schärfen, diese produktiv aufzugreifen und strategisch zu gestalten. Das Projektteam stellte den lokalen Fachkräften Räume bereit, um sich ihren Bedarfen, Herausforderungen und Erfahrungen aus der alltäglichen Praxis im Austausch mit Kolleg*innen zu widmen. So sollte die Entwicklung lebensweltbezogener Strategien in der Auseinandersetzung mit Ablehnungshaltungen unterstützt werden.

Der Blick für diese strategisch angelegten Bildungsgelegenheiten ist jedoch oftmals getrübt. Fachkräfte fühlen sich vielerorts eingeengt in ihren Möglichkeiten: durch geringe Ressourcen, wenig Rückhalt im Gemeinwesen oder Anforderungen von außen, die den eigenen jugendarbeiterischen Ansprüchen eigentlich entgegenstehen. Dadurch fällt es manchmal schwer, die eigene Alltagspraxis mit jungen Menschen als gelungen,

wirksam und gewinnbringend zu beschreiben und sie im Sinne der Interessen junger Menschen zu gestalten und zu verteidigen. Durch die eingeengte Sicht auf den jeweiligen Möglichkeitskorridor verdunkelt sich manchmal nicht nur der Blick auf die eigene Arbeit, sondern zugleich auch die Perspektive auf die eigenen Adressat*innen. Daher war es in den Begleitprozessen immer wieder wichtig, gelungene Praxis sichtbar zu machen und emanzipatorische Ansätze in ihrer Feingliedrigkeit, Ambivalenz und Kontextabhängigkeit in den Fokus zu rücken.

Die folgenden Ausführungen verstehen sich als Anregungen und als Versuch der Verknüpfung unterschiedlicher Praxisperspektiven. Der Dank geht zuvorderst an alle Fachkräfte, die wir durch ihre Sozialräume und in ihrer professionellen Praxis begleiten durften, die uns für Interviews zur Verfügung standen, ohne die unsere Gedanken nicht entstanden wären und die in unterschiedlichen Regionen weiter für das selbstbestimmte Aufwachsen junger Menschen und für eine solidarische Gesellschaft eintreten.



INHALT

10	Das Emanzipatorische Eine Einleitung
13	1. Die Orte: Gute Räume für emanzipatorische Bildung
14	2. Die Bühnen: Öffentlichkeit als Marktplatz von Emanzipation
20	3. Die Hinterbühnen: Rückzugsorte und Treffpunkte
24	4. Die „Schmuddelecken“: Pfade zur demokratischen und jugendfreundlichen Öffentlichkeit
29	5. Die Lebenslagen: Über Jugendarbeit sprechen heißt auch, über diverse Adressat*innen sprechen
33	6. Die Arenen: Jugendarbeit in der politischen Mitgestaltung des Gemeinwesens
37	7. Die Häuser: Exklusive Räume für junge Menschen
39	8. Die Erfahrungen: Jugendarbeit im konkreten Alltag junger Menschen
45	9. Die Professionellen: Kartografie mit der Praxis
53	Fazit
57	Literatur
62	Impressum

BAND 1 DAS LOKALE.
KONTEXTE JUGENDARBEITERISCHER ANGEBOTE.

BAND 2 DAS NORMALE.
PRODUKTION UND REPRODUKTION VON ALLTAG.

BAND 3 DAS PRAKTISCHE.
FACETTEN NON-FORMALER
DEMOKRATIEBILDUNG.

BAND 4 DAS GRUNDSÄTZLICHE.
DIMENSIONEN VON PROFESSIONALITÄT.

Benedikt Sturzenhecker

Kernanforderungen an professionelles Handeln in der
Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Barbara Wolf

Erwachsene die sich als Personen anfragen lassen –
Solidarische Professionalität in der Jugendarbeit.

BAND 5 DAS GRUNDSÄTZLICHE.
BILDUNG – ERFAHRUNG – JUGEND

Kurt Möller

Unfassbar? Demokratische Bildung in der Offenen
und Aufsuchenden Kinder- und Jugend(sozial)arbeit
begreifbar gemacht.

Agnes Scharnetzky

Potenziale politischer Bildung in der Jugendarbeit.
Anregungen aus dem 16. Kinder- und Jugendbericht
„Förderung demokratischer Bildung im Kindes- und
Jugendalter“ und der Didaktik der Politischen Bildung

Werner Thole

Kinder- und Jugendarbeit als Gesellschaftskritik.
Bildung im Zeitalter der Neukonturierung sozialer
Ungleichheiten und national-rechter, autoritativer
Ablehnungskonstruktionen

Tobias Burdukat

Emanzipatorische Jugendarbeit. Spannungsfeld der
Entwicklung

BAND 6 DAS SINNLICHE.
ALLTAGSERFAHRUNGEN UND
ALLTAGSDEUTUNGEN.

BAND 7 DAS EMANZIPATORISCHE.
PERSPEKTIVEN KRITISCH-DEMOKRATISCHER
BILDUNG IN DER JUGENDARBEIT.

DAS EMANZIPATORISCHE EINE EINLEITUNG

Zwar scheint nicht immer die Sonne, aber mit der richtigen Ausleuchtung erscheint trotzdem vieles in einem helleren Licht. Bei der Begleitung der verschiedenen Standorte des MUT-Projektes während der letzten drei Jahre wurde im Rahmen der Beratungen, Fachgespräche und -veranstaltungen solch Erhellendes, Leuchtendes und Aufscheinendes identifiziert. In diesem Band soll das Eingefangene nun zurückleuchten auf eine Praxis der Jugendarbeit, über deren Alltag sich an vielen Orten manchmal Schatten legen. Emanzipation als zentraler Fluchtpunkt jugendarbeiterischer Bildungsperspektiven steht dabei im Fokus.

„Im Kern des Begriffs steht die Forderung nach Befreiung aus gesellschaftlichen und politischen Autoritätsbeziehungen [...]. Diesen Befreiungsprozess zu artikulieren, zu formieren und zu moderieren kennzeichnet den spezifischen Auftrag der Sozialen Arbeit im Sinne einer emanzipatorischen Konzeption. [...] Zentrale Themen der kritischen Gesellschaftsanalyse bilden dabei schicht- und klassenspezifische Benachteiligungen einschließlich der beschränkten Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten einzelner gesellschaftlicher Gruppen. Auf individueller Ebene setzt Emanzipation hingegen an der Vorstellung von Mündigkeit und Selbstbestimmung an und orientiert sich am Handlungskomplex der Aufhebung von Zwangsverhältnissen und Fremdbestimmung“ (Franzheld 2015, S. 75).

Diese große theoretische Linie lässt sich nun nicht ohne Weiteres in die vielgestaltige Praxis der Jugendarbeit übertragen. Selbst dann nicht, wenn sie – was immer das heißt – idealtypisch „aufgestellt“ wäre. Nicht immer ist eine komplexe und kritische Gesellschaftsanalyse allgegenwärtig. Nicht in jeder Situation gelingt ad hoc der Bezug zur Mündigkeit und Selbstbestimmungsperspektive der jeweiligen Adressat*innen. Und oft weiß man gar nicht, was man mit den eigenen Erkenntnissen praktisch anstellen soll.

Es gilt also, in immer neuen Situationen und unter den konkreten, bestehenden Arbeitsbedingungen in der alltäglichen pädagogischen Praxis nach den emanzipatorischen Momenten Ausschau zu halten. Manchmal sind sie klein und werden entsprechend schnell übersehen. Manchmal werden sie gesehen, aber nicht genutzt. Wenn sie produktiv aufgegriffen werden, was auch geschieht, führen sie zu unterschiedlichen (Bildungs-)Prozessen. An diesen Punkten muss die Praxis ansetzen, um überhaupt Bezüge zum großen Begriff der ‚Gesamtemanzipation‘ herstellen zu können.

Der größte – oder spürbarste – Schatten der letzten Jahre, der eine auf Selbstbestimmung ausgerichtete Praxis beeinträchtigte, war zweifelsohne die Pandemie. Durch sie ist die Jugendarbeit mindestens ins Straucheln geraten und mit ihren zentralen Qualitäten an die Grenzen des gesellschaftlich noch Möglichen gestoßen. Gleichwohl war eine Erkenntnis im Projektverlauf, dass viele soziale Verwerfungen und Frustrationen bei Adressat*innen wie Praktiker*innen, die im Zuge der Pandemie deutlich wurden, auch vorher schon vorhanden und spürbar waren. Dies umfasst die Strukturen der Jugendarbeit selbst wie auch die Themen und alltäglichen, gesellschaftli-

chen Anforderungen junger Menschen. Deshalb handelt dieser Band auch nicht von Auswegen aus den Verwerfungen der Pandemie, sondern er bettet die Überlegungen in die gesellschaftliche Situation mit einer Vielzahl weiterer Krisen ein, die das Leben Jugendlicher ebenfalls beeinflussen. Beschrieben werden emanzipatorische Facetten in der alltäglichen oder außeralltäglichen Arbeit mit jungen Menschen. Dieses Emanzipatorische schlummert dort, wo der jugendarbeiterische Alltag von Fachkräften und auch von jungen Menschen als „gelingen“ wahrgenommen und als gestaltbar erlebt wird. Inhaltlich bemisst es sich daran, ob es gelingt, kritische und bewusste Perspektiven und Weltsichten zu fördern.

Die Annäherung an das Emanzipatorische erfolgt auf drei Wegen: (1) Zunächst wird beschrieben, welche Relevanz (lokale) Räume (→ siehe auch Band 1 und 2) für die Ausgestaltung der eigenen emanzipatorisch ausgerichteten Praxis haben. Dabei wird der Fokus auf die manchmal vorherrschenden lokalen Gemengelagen gerichtet, die Fachkräften im Weg stehen können. (2) Anschließend geht es um die Frage, welche Rolle Begleitprozesse bei der Ausgestaltung einer frustrationsarmen (oder frustrationsresistenten) Praxis spielen können. (3) Zuletzt geht es um die Frage, wie Bildungsprozesse im Sinne junger Menschen umgesetzt werden können und wie dabei zugleich die Idee einer Jugendarbeit im Sinne der Emanzipation entwickelt wird. Sie wird in dem Zusammenhang verstanden als Emanzipation mit allen und für alle (vgl. AGJF Sachsen 2018).

Jugendarbeit ist dann demokratische Bildung in Form einer parteilichen Arbeit mit jungen Menschen als kreativ handelnde Subjekte in ihren sozialen Kontexten. In diesen sozialen und gesellschaftlichen Bezügen sind immer auch widerstreitende

Positionen, Machtverhältnisse und Interessenlagen auszuhandeln. Daher braucht es jugendgemäße Räume, in denen auf Basis unhintergebarter Prinzipien einer modernen, emanzipatorischen Gesellschaft für solidarische Beteiligung gestritten werden kann.

1. Die Orte: Gute Räume für emanzipatorische Bildung

Junge Menschen brauchen gute Räume. Genauer gesagt: Sie brauchen gute Räume *in ihrem Sinne*, in denen sie Erfahrungen machen können, Räume, die für sie offen sind und eine attraktive Freizeitgestaltung ermöglichen, Räume, in denen sie eigene Antworten auf persönliche Herausforderungen und das soziale Miteinander finden. So weit so gut.

Was macht dieses „gut“ jedoch genau aus? Darüber gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen. Dabei geht es nicht nur um den Blick von Erwachsenen auf junge Menschen und deren Auffassung, was gut für sie ist. Sondern es geht um unterschiedliche Auffassungen von jungen Menschen. Alle, die mit ihnen arbeiten, wissen, dass Wahrnehmungen, Bedürfnisse und Themen sehr vielfältig sind. Schon deshalb ist die Raumfrage für die Jugendarbeit elementar. Angepasst an die jeweiligen Adressat*innen werden in Räumen Bildungsgelegenheiten hergestellt, genutzt und pädagogisch aufgegriffen.

Dabei gilt es zum einen, den Blick auf die eigene Einrichtung und auf die Qualitäten zu richten, die sie (räumlich) bereithält. Zum anderen lohnt es sich, außerhalb der eigenen vier Wände in den Sozialraum (→ siehe Band 1 und 2) zu schauen und dort Orte zu entdecken, die junge Menschen für ihre Zwecke nutzen – aber auch Orte, an denen Themen oder Konflikte des

Gemeinwesens aufkommen, die ihren Alltag prägen. Denn diese Themen und Konflikte werden früher oder später auch in die Einrichtungen getragen.

Häufig sind diese bedeutenden Orte beides zugleich: Es sind öffentliche Räume, die sich junge Menschen angeeignet haben – und Orte, die symbolisch für bestimmte Konflikte in den Gemeinwesen stehen. Die Bedeutungen, welche die Nutzer*innen und die Beobachter*innen diesen Orten geben, unterscheiden sich häufig fundamental. Besonders deutlich hat sich dies im Rahmen der Debatten um die Fluchtmigration nach 2014 wie auch während öffentlicher Begegnungen im Rahmen der Lockdowns unter pandemischen Kontaktbeschränkungen gezeigt. Für kluge und nachhaltige Bildungsprozesse spielen Einrichtungen sowie öffentliche Orte eine wichtige Rolle.

Räume und ihr Gebrauch waren ein ‚Dauerbrenner‘ im MUT-Projekt. Im Rahmen der Prozessbegleitungen zeigte sich, wie herausfordernd es für Fachkräfte sein kann, mit den Ambivalenzen umgehen zu müssen, die sich aus verschiedenen Anforderungen an Räume und aus den Möglichkeiten der realen Raumnutzung von (jungen) Menschen ergeben.

2. Die Bühnen: Öffentlichkeit als Marktplatz von Emanzipation

Im Folgenden werden verschiedene Facetten beleuchtet, die zeigen, welche Fallstricke und Probleme dabei in der Praxis entstehen können. Diese umfassen die Organisation und Aneignung öffentlicher Räume sowie die Potenziale und Hürden hierfür speziell für junge Menschen. Vor allem aber wird dar-

gestellt, welche gewinnbringenden Perspektiven und gelungenen Prozesse durch die strategische Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Raum‘ in der eigenen Arbeit entstehen können.

Eine zentrale Bedeutung für das Projekt hatte der Sozialraum. Zu Beginn der Prozessbegleitung wurden daher gemeinsam mit den Fachkräften an den jeweiligen Standorten Sozialraumbegehungen durchgeführt und aufgezeichnet (→ siehe Band 3). Durch die aufgesuchten Orte, die Themen, die dabei aufkamen und deren Aufgreifen im weiteren Begleitprozess ergeben sich verschiedene Ableitungen.

Ein erster Punkt, der in diesem Abschnitt in den Blick genommen wird, betrifft die zentrale Funktion, die öffentliche Räume für junge Menschen haben. Diese Funktion mitsamt ihrer emanzipatorischen Effekte ergibt sich aus der generellen Bedeutung der sozialen und politischen Öffentlichkeit in der modernen Gesellschaft. Kurz gesagt: Erfahrungen, Konflikte und Interessen, die öffentlich werden, sind sichtbar und werden gesellschaftlich wahrgenommen.

Diese Öffentlichkeit benötigen junge Menschen während ihres Aufwachsens. Aus der Perspektive demokratischer Bildung liegen hier zentrale Erfahrungspotenziale. Öffentliche Räume sind z. B. von Bedeutung für den Ablösungsprozess aus einem hierarchischen Gefüge mit Erwachsenen der eigenen Familie, Schule oder auch Jugendhilfe. Sie sind wichtig, um in Auseinandersetzungen mit anderen Positionen Gleichaltriger zu gehen, um eigene Haltungen sichtbar zu machen oder sich Gestaltungsmöglichkeiten zu erschließen.

In den Beschreibungen öffentlicher Räume durch die Fachkräfte an den Projektstandorten spiegelte sich zweierlei wider: Zum einen wurde die Funktion deutlich, die diese Räume für die jungen Menschen haben oder haben könnten. Zum anderen wurden Diskurse in den Blick genommen, die über diese Räume im Gemeinwesen geführt werden. Letzteres ist deshalb interessant, da sowohl die Fachkräfte als auch deren Adressat*innen Teil der Gemeinwesen sind, vor allem die Perspektiven der jungen Menschen aber im Diskurs über Raumnutzungen und Raumansprüche wenig wahr- oder ernstgenommen werden. Daher ist es Aufgabe von Jugendarbeiter*innen, diese Perspektiven für und mit jungen Menschen einzubringen.

Im Folgenden wird beispielhaft ein Konfliktszenario in einem ausgewählten Quartier der Mittelstadt Waldstadt¹ vorgestellt und es werden Möglichkeiten emanzipatorischer Rahmungen und Perspektivübernahmen entwickelt. Das Viertel befindet sich in der Peripherie der Stadt und ist durch eine ausgedünnte öffentliche Infrastruktur (beispielsweise ÖPNV-Anbindung, soziale Einrichtungen) charakterisiert.

Auf der Suche nach dem Emanzipatorischen vor Ort scheint das Folgende bedenkenswert: Durch jahrelangen Rückbau von nicht mehr genutzten Wohngebäuden entstanden Lücken in der ehemaligen Bebauung. Daher gibt es viele offene Flächen, die auch einsehbar sind. Einerseits bewirkte dieser Umbau ein Mehr an Grünflächen und weitere Sichtachsen im Quartier, was die Wohn- und Lebensqualität steigern kann. Gleichzeitig ergibt sich für die Bewohner*innen die Möglich-

¹ Die Ortsnamen wurden aus Datenschutzgründen anonymisiert.

keit, diese Flächen im Rahmen eigener Freizeitaktivitäten zu beleben. Durch Rückbau entstanden also potenzielle Gestaltungsräume im Quartier und die Chance, den Umbau als etwas zu erleben, was das Wohngebiet neu in Bewegung bringen kann.

Von besonderer Relevanz ist nun, ob und wie diese Bewegung vor Ort wahrgenommen wird. Die entsprechenden Flächen vergrößern aufgrund ihrer guten Einsehbarkeit einerseits den öffentlichen Raum. Andererseits sind der Gestaltung neue Grenzen gesetzt, beispielsweise aufgrund der Bewertung durch anliegende Bewohner*innen. So entsteht ein möglicher Konflikt um Flächen. Sie sind eine neue Ressource und ein niedrigschwelliges Angebot an alle, sich hier zu treffen und gemeinsame Freizeitaktivitäten zu gestalten. Aufgrund ihrer Einsehbarkeit werden sie aber auch als Orte von Irritationen und Störungen wahrgenommen.

Mit Blick auf eine beteiligungsoffene, emanzipatorische Gestaltung von Gemeinwesen böten sich im Rahmen des Umbaus bzw. der Neuwidmung von Flächen zwei Wege zur Umnutzung der entsprechenden Grünflächen. So könnte eine Variante darin bestehen, Bewohner*innen intensiv in Umbaumaßnahmen einzubeziehen und dabei eine Kultur zu etablieren, neue Räume gemeinsam mit möglichen Inhalten und Aktivitäten zu füllen. Als Form einer formelleren Beteiligung ginge es dabei darum, dass die Bewohner*innen, die den Umbau vor Ort erleben, die jeweils entstehenden Flächen eigenmächtig mit neuen Nutzungsideen und -konzepten ausstatten. Es ginge um weit mehr als um ein offizielles Graffiti oder den Standort von neuen Sitzmöbeln.

Eine andere Variante wäre es, dass im Rahmen einer informelleren Beteiligung der Prozess der Aneignung den unterschiedlichen Bewohner*innen selbst überlassen wird. Dies wiederum setzt ein hohes Maß an Akzeptanz für den Prozess bei allen Beteiligten voraus. Beide Prozesse wären zu begleiten. Sie verlaufen keinesfalls trennscharf. Neue und ungeplante Aneignungen können jederzeit wieder vorkommen.

Für entsprechende Prozesse – vor allem mit Blick auf junge Bewohner*innen, aber auch auf ihre sozialen Netzwerke – ist die Beteiligung der lokalen Jugendarbeit fundamental. Einerseits sind Fachkräfte qua Arbeitsfeld Professionelle der Beteiligungsarbeit. Andererseits stehen sie vor allem im Rahmen informeller Aneignungsmodi als wichtige Bezugspersonen in einem lebensweltlichen Austausch mit jungen Menschen vor Ort. Sie können im besten Fall potenzielle Interessen- und Wahrnehmungskonflikte moderieren.

Auch im Prozess in Waldstadt wäre eine zentrale Eingangsfrage, wie formelle und informelle Beteiligungsprozesse verschränkt werden könnten, um bestehende Konflikte um öffentliche Räume abzumildern.

Aus Sicht der Fachkräfte stellt sich die Ausgangslage für laufende Auseinandersetzungen wie folgt dar: Die Versorgung mit sozialen und kulturellen Einrichtungen und Angeboten ist unzureichend. Es existieren nur wenige Möglichkeiten für junge Menschen, ihre Freizeit attraktiv zu gestalten. Ein Mangel besteht nicht nur an Angeboten, sondern auch an Rückzugsorten – also an Räumen, die keiner konkreten Nutzungsbestimmung unterliegen, wie es etwa beim Sportplatz und der Turnhalle der Fall ist.

Hinzu kommt, dass das Viertel allgemein von einer vergleichsweise hohen Armutsquote geprägt ist. Für die jungen Menschen im Wohngebiet gehen diese Bedingungen mit einer hohen Frustration über eine unsichere oder nicht vorhandene Zukunftsperspektive einher, die sich laut der Fachkräfte im öffentlichen Bild auch durch sogenannten „Vandalismus“ äußert. Schließlich ist das Quartier auch Wohnort von Arbeitsmigrant*innen aus der EU, deren Lebenslagen in besonderer Weise prekär und unsicher sind. Innerhalb des Viertels bilden sie eine soziale Gruppe, die spezifische Unterstützung bräuchte, zugleich aber in starkem Maße isoliert ist und oft als Symbol für lokale Niedergangserzählungen herhalten muss.

In den Darstellungen des lokalen Alltags Jugendlicher durch die Fachkräfte kommen diese drei oben benannten Aspekte des Sozialraums immer wieder und in unterschiedlichen Verknüpfungen zur Geltung.

Die Funktion und Bedeutung von öffentlichen Räumen für junge Menschen zeigt sich beispielhaft, anhand der Situation, die die Fachkräfte nach Schließung des örtlichen Jugendtreffs um 18 Uhr beschreiben: *„Das ist eine interessante Zeit für Jugendliche dann ab 18 Uhr und am Wochenende. Da ist halt zu und da gibt es keine konkreten Angebote [...] die versammeln sich dann an der Treppe. Dann stehen die bei mir unten im Garten so. Und so richtig wissen sie nicht, wohin. Dann machen sie ein bisschen Schaden so“* (FK_L_1_2). Die alltäglichen Erfahrungen junger Menschen bestehen demzufolge darin, dass ihnen wenige spezifische und attraktive Angebote zur Verfügung stehen. Dies resultiert aus der sozialen Infrastruktur vor Ort allgemein wie auch aus den für Freizeitaktivitäten „interessanten“ Tageszeiten. Andere Angebote scheinen allein aus der sozialen Lage vieler

Jugendlicher heraus nur schwer erreichbar, sind mit längeren Wegen oder möglichen Kosten verbunden.

3. Die Hinterbühnen: Rückzugsorte und Treffpunkte

Ob die Beschädigungen an angeeigneten Orten von Langeweile, Nicht-Identifikation, Männlichkeitsinszenierungen oder einfach von Umnutzungen (z. B. inoffizielle Graffiti-Wände, Sitzen auf Banklehnen) ausgehen, geht aus der Beschreibung im vorangegangenen Abschnitt nicht hervor. Sichtbar bleibt für einen Teil der Bewohner*innen, dass Jugendliche Schaden verursachen. Ihre ambivalenten Aneignungsbewegungen bewerten diese Erwachsenen kaum als Ausdruck von Emanzipation. Dies könnten aber Jugendarbeiter*innen in professionellen Beziehungskontexten leisten.

In der kurzen Beschreibung oben zeigt sich das Dilemma einer parteilichen und auf Emanzipation ausgerichteten Jugendarbeit mit Bezug auf offene Räume für junge Menschen. Wichtig wären vielfältige Angebote für sie, die ihnen niedrigschwellig zugänglich sind. Hier kann ausgehend von ihren Interessen die oben beschriebene wichtige Begegnung unter Gleichaltrigen stattfinden. In einem pädagogischen Rahmen können dabei soziale Prozesse der Identitätsbildung und Subjektivierung gestaltet werden. Diese Räume und Angebote fehlen weitgehend und hierfür sollten sich Fachkräfte gemeinsam mit Jugendlichen einsetzen. Dabei ginge es gerade nicht darum, junge Menschen aufgrund einer als störend wahrgenommenen Präsenz in der Öffentlichkeit von „ihren“ Plätzen zu vertreiben. Vielmehr müssen Jugendarbeiter*innen in alle Richtungen die Perspektiven der Beteiligten kommunizieren – ebenso wie die Bedeutung, welche die Orte besitzen.

Emanzipatorisch umfasst die Praxis, auch für Jugendliche funktionale öffentliche Orte zu erhalten und zu schaffen, und zugleich für die Notwendigkeit informeller Aneignung Partei zu ergreifen. Wichtig ist es, nicht eine der beiden Dimensionen gegen die andere aufzuwiegen. Es braucht daher erstens einen offenen – das heißt auch diversitätsoffenen – öffentlichen Raum für ganz unterschiedliche Gruppen junger Menschen und zweitens geschütztere Gestaltungs- und Organisationsräume explizit für Jugendliche, in denen Begegnung und Interaktion stattfinden kann. Dies gilt umso mehr in Gemeinwesen, die durch neue migrationsgesellschaftliche Realitäten herausgefordert und in denen die Begegnungen junger Menschen auch von rassistischen Abgrenzungen geprägt sind.

Sozialpädagogische Perspektiven, die auf ein Verstehen jugendlichen Verhaltens ausgerichtet sind, sind den ordnungspolitischen und autoritären Logiken – und damit der sozialen Verdichtung offener und öffentlicher Räume – entgegenzusetzen. Gerade in kleineren und ländlich geprägten Kommunen fehlen oftmals aneignungsoffene Angebote und Orte für Jugendliche oder sie stehen hier aufgrund der „sozialen Verdichtung“ des Raums im Gemeinwesen schneller in einem kritischen öffentlichen Fokus.

Mit Blick auf Umgangsweisen im Sinne der Emanzipation bedeutet *aneignungsoffen*, dass Jugendliche – auch junge Geflüchtete oder Jugendliche of Color, queere Jugendliche sowie subkulturell geprägte oder von Armut betroffene Jugendliche – diese Räume entsprechend ihrer Interessen und Themen nutzen und prägen können und ihnen genau das auch ermöglicht wird. Im beschriebenen Quartier in Waldstadt fehlten offenbar Angebote der Jugendarbeit und die Ressourcen, diese zu ent-

wickeln. Zugleich ist der Treffpunkt „Treppe“, wie oben benannt, keinesfalls nur ein Hinweis auf fehlende alternative und attraktive Räume, sondern auch ein öffentlicher Raum, den sich Jugendliche selbstbestimmt aneignen.

Für die Arbeit der Fachkräfte sind beschränkte strukturelle Ressourcen angesichts heterogener Adressat*innen mit entsprechenden Bedarfen schwierige Voraussetzungen. Neben den Enttäuschungen, die aus der Praxiserfahrung resultieren (und auf die weiter unten noch eingegangen wird), steht die Erkenntnis, dass die eigenen Anstrengungen wenig an den Lebenslagen der häufig prekarierten Adressat*innen ändern. Die Gestaltung emanzipatorischer Bildungsprozesse erscheint Jugendarbeiter*innen vor diesem Hintergrund herausfordernd. Gleichwohl sind sie sich der Bedingungen im Viertel bewusst und erkennen die Relevanz, über ein ‚Business as usual‘ hinauszugehen. Anlass des Begleitprozesses mit dem Projektteam war es deshalb, eine sozialräumliche Bedarfsanalyse für die Jugendarbeit zu entwickeln, um die notwendigen professionellen Strukturen für das Arbeitsfeld bereitzustellen und langfristig abzusichern.

Eine wichtige Perspektive für Fachkräfte der Regelstrukturen war in diesem Zusammenhang auch: Junge Menschen können zwar von Teilen der Bewohner*innen des Quartiers pauschal als störend empfunden werden, dies steht aber häufig im Zusammenhang mit einer Markierung als „anders“ im Sinne von arm, zugewandert, (sub-)kulturell abweichend oder deviant.

Hier benötigt es nicht nur einen intersektionalen – also gegenüber unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen sensibilisierten – Blick, sondern auch die Kooperationen mit entsprechenden Expert*innen und Community-Vertreter*innen.

So haben sich parallel Angebote der Migrationssozialarbeit etabliert. Sie berücksichtigen unter anderem konkrete, migrationsgesellschaftliche Herausforderungen und Erfahrungen der Adressat*innen und erreichen z. B. durch erweiterte Sprachkenntnisse der Fachkräfte Adressat*innen, deren Erstsprache nicht Deutsch ist. Durch solche Angebote können Räume bereitgestellt werden, in denen sich die Jugendlichen beispielsweise im Rahmen von handlungsorientierten Tanz- oder Rap-Workshops kreativ ausdrücken. Dies ermöglicht eine professionelle Begleitung entlang ihrer alltäglichen Anforderungen, aber auch entlang bestehender individueller Ressourcen. Die Herausforderung in diesem und ähnlichen Sozialräumen ist es, begonnene gelungene Entwicklungen sowie die Perspektiven aller jungen Menschen öffentlich sichtbar zu machen und ins Bewusstsein zu rücken.

In diesem Zusammenhang ist auf eine gewisse Ambivalenz mit strukturellen und inhaltlichen Ebenen hinzuweisen, die aus der Vernetzung der lokalen Strukturen mit überregional agierenden Trägern und Projekten resultiert. Zu den bestehenden Regelangeboten der Jugend- und Sozialarbeit – mit verhältnismäßig wenigen Ressourcen – sind überregionale Träger mit ergänzenden Möglichkeiten hinzugetreten, die strukturell, aber auch inhaltlich als ergänzende Ressource wahrgenommen wurden. In der Folge besteht die Herausforderung darin, die neue Angebotspalette gewinnbringend zu verzahnen. Erfahrungen der neuen Netzwerkpartner*innen können in die bestehenden Regelangebote übersetzt werden, der multiperspektivische Austausch mit den Adressat*innen stärkt die einzelnen Arbeitsfelder. Problematisch wäre es, die ergänzenden Projektangebote als Kompensation struktureller Defizite vor Ort misszuverstehen und damit eine gegenseitige Abgrenzung und Konkurrenz um Jugendliche in Gang zu setzen.

4. Die „Schmuddelecken“: Pfade zur demokratischen und jugendfreundlichen Öffentlichkeit

So wie jugendliche Aneignungen in der öffentlichen Wahrnehmung als störend empfunden werden können, gilt dies auch für das Erleben der Veränderung von Räumen und ihrer tradierten Bedeutung. Orte können schon länger als problematisch wahrgenommen werden, manchmal sind sie Gegenstand jüngerer Niedergangsgeschichten, mitunter wiederholen sich solche Geschichten auch in Abständen. In der Öffentlichkeit können ganze Wohnviertel oder spezifische Freizeitorte – verbunden mit bestimmten als „abgehängt“ oder desintegriert definierten Gruppen – als Orte der Problemverdichtung diskutiert werden. Sie werden meist beschrieben als Räume, die von Vandalismus, Konflikten und abweichendem Verhalten geprägt sind. Die Orte werden als „Schandflecken“ oder „Schmuddelecken“ bezeichnet, mit denen man räumlich und persönlich möglichst nicht in Verbindung kommen möchte.

Der Eindruck einer Fachkraft aus einem anderen Projektstandort – Seestadt – in Bezug auf einen dortigen Park illustriert das treffend. Der Park steht unter anderem aufgrund seiner Nutzer*innen, ihrer Müllresterückstände und dortiger Sachbeschädigungen in einem negativen Licht. Dabei zeigt sich, dass der Ort zwar mit Konflikten verbunden wird, dies aber offiziell von der Kommune nicht mehr als (politisches) Thema bearbeitet wird: *„Ich habe das Gefühl, die Stadt hat also zumindest den Park hier ein Stück weit, ich sage jetzt mal, aufgegeben, also investiert hier nicht groß rein oder macht ja auch nicht wirklich was. Deswegen stört es halt auch in Führungsstrichen niemanden“* (FK_L_1_3).

Der Park wird den Nutzer*innen stillschweigend ‚überlassen‘. Aus emanzipatorischer Sicht erweitert dies teilweise die Handlungsräume der anderswo Verdrängten, die den Park in dieser Zeit nutzten. Darunter waren auch junge Menschen und Familien mit Flucht-, Migrations- und Rassismuserfahrung. Ihre Aneignungs- und Verdrängungserfahrungen aufzugreifen, kann ein Ziel im Rahmen eines emanzipatorischen Bildungsprozesses sein.

Dass es laut O-Ton niemanden in der Kommune stört, verweist an dieser Stelle weniger darauf, dass der Konflikt um den Park kein Thema im Gemeinwesen ist. Vielmehr liegt der Schluss nahe, dass der Konflikt aufgrund aktueller Handlungsoptionen von der Kommune nicht offiziell bearbeitet und damit tendenziell beschwiegen wird.

Der Eindruck der Fachkräfte ist: Solange an diesem Ort nichts „Schlimmes“ passiert, ist kein Interesse da. Wenn jedoch vor allem junge Menschen durch konflikthafte Verhalten oder laute Präsenz auffallen, kommt es zu Problematisierungen. Dabei fehlt in der Regel das Verständnis für die Lebenslagen der Jugendlichen, die ihr Verhalten vielleicht erklärbar machen. Der Beschreibung der Fachkräfte nach werden auch wenige Unterstützungsstrukturen für die jungen Menschen bereitgehalten – geschweige denn versucht, an deren Lebenslagen etwas zu ändern. Vielmehr wird von Sozialer Arbeit und speziell von Jugendarbeit erwartet, dass sie mit ihren Angeboten dafür sorgt, im Park Ordnung und Sauberkeit wiederherzustellen und damit Konflikte um unterschiedliche Nutzungsinteressen tendenziell unsichtbar zu machen und junge Menschen „unter Kontrolle“ zu halten.

Sich als Jugendarbeiter*in diesen Anforderungen anderer Akteure*innen in der Kommune zu entziehen, ist nicht einfach. Erschwerend kommt hinzu, dass die Erzählungen über „das Viertel im Niedergang“ und „Schmuddelecken im Stadtgebiet“ meist Tradition haben, wie folgendes Zitat beschreibt: *„Das hatte schon immer einen schlechten Ruf, dass man am besten hier nicht durchlaufen sollte oder, ja, sich hier nicht aufhält. Also ich habe noch nie eine positive Aussage zu dem Park gehört“* (FK_L_1_3).

Problematisch sind diese Bilder zum Konflikt demzufolge nicht nur für das Quartier oder den Ort an sich, sondern ebenso für die Menschen, die sich in ihm aufhalten bzw. im Gebiet wohnen. Vorurteile über ein Viertel und Bilder davon prägen auch die Sicht und den Umgang mit dessen Bewohner*innen. Zugespitzt wird nahegelegt, dass sich in einem sozial benachteiligten Quartier auch pauschal sozial „problematische Milieus“ ausbilden. Tendenziell werden die Menschen selbst für ihre soziale Lage verantwortlich gemacht – und damit auch für die Situation in den Räumen, in denen sie leben. Wenn das Ziel der eigenen Arbeit darin besteht, solche Pauschalurteile über Orte und Menschen zu ändern, sollte man sich bewusst machen, dass die Ursache für die Konflikte grundlegend nicht am Erscheinungsbild eines Sozialraums liegen oder am Zustand eines hier regelmäßig genutzten Ortes, sondern in erster Linie an den Lebensbedingungen und -lagen der Bewohner*innen (z. B. ökonomische Ressourcen, Bildungsmöglichkeiten, Mobilität, soziokulturelle Infrastruktur).

Auch hier kommt die oben bereits angeführte Übersetzungsleistung der Fachkräfte zum Tragen. Sie können lebensweltliche Perspektiven der Bewohner*innen und aktuellen Nutzer*innen von öffentlichen Räumen – jenseits der auf Kontrolle

ausgerichteten Logiken im öffentlichen und im fachlichen Diskurs – im Austausch mit anderen Verantwortungsträger*innen in der Kommune stärken. In emanzipatorischer Absicht wäre in diesem Zusammenhang durch die Fachkräfte für Folgendes zu sensibilisieren:

- 1** Tradierte Konflikterzählungen zum Ort bzw. Sozialraum übertragen sich auf die jeweiligen Nutzer*innen und Bewohner*innen und führen damit zu deren pauschaler Abwertung. Dies ist einem solidarischen und demokratischen Miteinander in einem vitalen Gemeinwesen nicht zuträglich.
- 2** Diese pauschalisierenden Bilder werden, wenn ihnen öffentlich nichts entgegengesetzt wird, von antidemokratischen Kräften genutzt, um in ihrem Sinne für autoritäre Kontrolle zu werben, Nutzer*innen zu verdrängen und allgemein als problematisch für die lokale Gemeinschaft zu markieren.

Manches spricht dafür, entsprechend konfliktbeladene Orte temporär umzuwidmen oder „aufzuwerten“. So entsteht die Möglichkeit, dass auch andere Menschen die Räume wieder nutzen und neue Begegnung entsteht. In der Konsequenz kann dies aber auch dazu führen, dass bisherige Nutzer*innen verdrängt werden. Auch wenn das Außenbild eines Viertels positiver erscheint, haben die Menschen immer noch mit denselben Problemen zu kämpfen. Häufig werden dann die (jungen) Menschen verdrängt, denen per se weniger Ressourcen für Begegnung, Interaktion und Lebensgestaltung zur Verfügung stehen. Dies muss sich eine emanzipatorische Jugendarbeit bewusst und mit ihren Adressat*innen zum Thema machen.

Es ist demzufolge nicht ausreichend, dass ein Ort oder ein Quartier eine positivere Identität erhält oder zu positiveren Identifikationen führt. Vielmehr geht es auch in der Jugendarbeit darum,

die Handlungsfähigkeit der konkreten Adressat*innen vor Ort zu erhalten, besser noch kollektiv zu stärken. Daher ist immer auch kritisch einzuschätzen, welche Ressourcen für Aktivitäten zur Verbesserung des Images und welche zur Verbesserung des Lebens der Betroffenen eingesetzt werden.

Um die Situation ihrer Adressat*innen parteilich aufzugreifen, können Fachkräfte ein differenzierteres Bild ihres Sozialraums öffentlich sichtbar machen. In gewisser Weise ist eine solche Gemeinwesenarbeit immer auch Beziehungsarbeit. In diesem Sinne geht es nicht einfach nur darum, ein positiveres Bild zu entwerfen. Wichtiger ist es, die Vielfalt der Menschen vor Ort, ihrer Themen und ihres Alltags herauszustellen. Und es bedarf *fachlicher* Begründungen für Probleme vor Ort. All dies ist notwendig, um z. B. gegenüber kommunalen Verantwortlichen Folgendes zu zeigen: Der Auftrag von Jugendarbeit besteht nicht in erster Linie darin, sich mit den Problemen auseinanderzusetzen, die junge Menschen machen, sondern mit denen, die sie haben – ein Klassiker unter den Paradigmen Sozialer Arbeit und Jugendarbeit und doch nicht frei von Dilemmata für die Fachkräfte vor Ort.

Das hier formulierte Akzeptanzparadigma beinhaltet auch die Zurückweisung oder zumindest die Relativierung öffentlicher Kontrollaufträge. Es wird davon ausgegangen, dass sozial problematische Verhaltensweisen auf entsprechenden problematischen Erfahrungen basieren. Emanzipation ist damit ohne das Beheben gesellschaftlicher Probleme und die Steigerung von Bewältigungsressourcen nicht möglich. Dies benötigt ausreichend Zeit, strukturelle Ressourcen, aber auch Zuwendung und Schutz für diejenigen, die Betroffene des „Problememachens“ und gleichfalls potenzielle Adressat*innen sind, bei-

spielsweise queere junge Menschen oder Jugendliche of Color. Das Dilemma ist damit kein abstraktes, sondern stellt sich den Fachkräften in ihrer alltäglichen Praxis. Wie oben bereits angeführt, sind Fachkräfte also auch hier angehalten, sensibel dafür zu sein, dass nicht nur arme und ökonomisch desintegrierte junge Menschen „Probleme haben“ – sondern auch Jugendliche, die sich Leistungsanforderungen, Gewalt, Ableismus, Rassismus und Heterosexismus ausgesetzt sehen.

5. Die Lebenslagen: Über Jugendarbeit sprechen heißt auch, über diverse Adressat*innen sprechen

Natürlich ist eine öffentlich geförderte Jugendarbeit davon abhängig, welches Bild die Allgemeinheit von ihrer Arbeit und ihren Adressat*innen hat – und dementsprechend auch davon, inwieweit es ihr gelingt, ihre fachliche Perspektive verständlich zu machen. Es reicht eben nicht aus, dass junge Menschen den Wert der Angebote kennen. Diese fachliche Sichtbarmachung ist nichts, was von heute auf morgen abgeschlossen ist. Kein Projekt kann so etwas realistisch in Aussicht stellen. Dies stünde auch im Kontrast zu einem emanzipatorischen und prozesshaften Bildungsverständnis. Projekte können aber erfahrbar machen, wie einzelne Schritte aussehen und welche Effekte mit ihnen erzielt werden können. An den vom Projektteam begleiteten Standorten gab es beispielsweise öffentliche Feste und Aktionen, Unterstützung durch externe Akteur*innen, eine Öffentlichkeitsarbeit, die auch die lokale Presse miteinbezieht sowie die schon erwähnte Analyse des Sozialraums und die engere Einbindung in kommunale fachübergreifende Netzwerke. Nüchtern betrachtet könnte dies alles als klassische Lobbyarbeit für Jugendarbeit bezeichnet werden – mit dem Ziel, eine Art „Kultur der Jugendfreundlichkeit“ im Sinne der eigenen

Adressat*innen zu befördern. Diese Kultur zielt nicht nur nach außen und richtet sich an andere Akteur*innen im Gemeinwesen und deren Sicht auf diverse junge Menschen und ihre Ansprüche. Eine „Kultur der Jugendfreundlichkeit“ umfasst auch die kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Praxis der Fachkräfte bei der Begleitung und Beteiligung der unterschiedlichen jungen Menschen und Jugendgruppen vor Ort.

Die Vielfalt und lokalen Themen an andere Akteur*innen zu kommunizieren, ist wichtig. Dafür braucht es Fachkräfte, die diese Themen sehen und aufgreifen. Im Prozess in Seestadt mit Bezug zum erwähnten Park hat sich diese Sichtbarkeit gemeinsam entwickelt. Schon in der Sozialraumbegehungen im Netzwerk der Jugendarbeiter*innen äußerte eine Fachkraft im Hinblick auf den benannten Park: *„Es wäre eigentlich cool, wenn man dort irgendwas mal gestalten könnte“* (FK_L_1_3). Im Rahmen dieser Gestaltung wurden zwei Bezugsperspektiven der Fachkräfte miteinander verbunden. Zum einen sollte der Park in einer öffentlichen Aktion thematisch „umgewidmet“ werden, um so die negative Wahrnehmung des Ortes und seiner Nutzer*innen zu verändern. Zum anderen wollten die Fachkräfte im Rahmen einer solidarisch-politischen Aktion junge Menschen und die Themen LGBTIQ sichtbar machen.

In den bisherigen Ausführungen wurde wiederholt deutlich, dass ein hohes Interesse jugendlicher Adressat*innen am Thema geschlechtliche Vielfalt vorhanden ist. Gemeinsam wurde im Verlauf des Prozesses daher der Sozialraumbezug (Park) und der Wunsch der Fachkräfte, diesen in die Gestaltung der eigenen pädagogischen Praxis einzubeziehen, mit dem thematischen Schwerpunkt geschlechtliche Vielfalt zusammengebracht und eine entsprechende Aktion im besag-

ten Park umgesetzt. Neben der temporären Umgestaltung des Raumes war es Ziel der Aktion, junge Menschen mit den Themen in Kontakt zu bringen, niedrigschwellig Informationen und Gespräche anzubieten sowie die Themen vor Ort positiv zu rahmen und einen Raum für queere Jugendliche und Interessierte herzustellen.

In emanzipatorischer Absicht konnte hier an den tatsächlichen Interessen Jugendlicher angesetzt werden. Es wurde demzufolge nicht nur eine Thematik transportiert, von der die Jugendarbeiter*innen den Eindruck hatten, sie müssten sie den jungen Menschen vermitteln. Die Aktion bestand darin, Stände mit Musik im Park aufzustellen, mobile Sitzmöbel zum Verweilen und für Gespräche vorzuhalten, Aktionsmaterial und Spiele für Interaktion und Begegnung bereitzustellen, ebenso wie Informationsmaterial zu verteilen. Zusätzlich wurde der Park mit einer Vielzahl an Kreativmaterial (z. B. Farben, Sprühkreiden, Flaggen) ansprechend und ausdrucksstark dekoriert.

Diese Aktion wurde sowohl von den Jugendlichen als auch von den Fachkräften als sehr gelungen beschrieben. Durch die Einbindung in die Vorbereitung, die thematische Aneignung des öffentlichen Raums, die positive Sichtbarkeit eines ansonsten im Sozialraum umstrittenen Themas und den wertschätzenden Umgang miteinander war die Aktion für die Jugendlichen eine wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit, der Kontrolle und der Eingebundenheit in das Gemeinwesen.

Die Fachkräfte berichteten, dass mehr junge Menschen und andere als erwartet das Angebot nutzten. Obwohl im Vorfeld Befürchtungen zur Aktion diskutiert wurden, zeigte sich, dass

negative Reaktionen ausblieben. Dies war vor allem deshalb relevant, da Teile der Bevölkerung der Region auch durch die Jugendarbeiter*innen als stark heterosexistisch-konservativ bis hin zu völkisch und queerfeindlich, politisch aktiv beschrieben werden.

Aus emanzipatorischer Perspektive hat die gemeinsame Aktion damit nicht nur queere und solidarische junge Menschen gestärkt, sondern auch demokratisch positionierten Fachkräften eine gemeinsame wirkungsvolle Erfahrung im Prozess ermöglicht.

6. Die Arenen: Jugendarbeit in der politischen Mitgestaltung des Gemeinwesens

Die Aktion in Seestadt hatte zum Ziel, über das Sichtbarwerden queerer Menschen und Themen deren Integration in das Gemeinwesen zu befördern. Dabei kann davon ausgegangen werden, dass die Fachkräfte und ihre Einrichtungen bereits ein integraler Bestandteil dieses Gemeinwesens sind. Sie übernehmen öffentliche Aufträge der kommunalen Jugendhilfe. Jugendarbeiter*innen befinden sich in verschiedenen Prozessen, in denen sie sich in die lebensweltlichen Perspektiven ihrer Adressat*innen und in deren Umfeld hineinzuversetzen versuchen. Sie erleben lokalgesellschaftliche Dynamiken mit und sind mit deren Auswirkungen konfrontiert. Zudem leben einige von ihnen selbst in der Region und kennen daher den Alltag auch aus privater Position. Entsprechend sind Fachkräfte geprägt durch unterschiedliche Anforderungen von außen sowie gleichzeitig von Anforderungen innerhalb des Arbeitsfelds in Form von Konflikten und Problemlagen junger Menschen. Bestehende negative Bilder von ihren Adressat*innen und dem

Sozialraum, in dem sie arbeiten, gehen nicht spurlos an ihnen vorbei. Sie bewusst demokratisch und offen für Vielfalt oder kritisch gegenüber Diskriminierungen zu positionieren, fällt dann schwer, wenn daraus regelmäßig Anfeindungen resultieren oder zumindest als Drohung im Raum stehen.

Auch geringe Ressourcen und Vereinzelung im Arbeitsfeld können dazu führen, dass einem „geföhlt alles über den Kopf wächst“. Um einer Überforderung entgegenzuwirken, ist es wichtig, sich die Grundansätze der eigenen Profession immer wieder vor Augen zu führen – gegen überzogene Erwartungen von außen oder als Schutz vor unrealistischen eigenen Wirkungszielen. Ein Grundsatz dabei lautet, die Perspektiven und (Alltags-)Themen junger Menschen in den Mittelpunkt der Arbeit zu rücken und dabei die Funktion der Aneignung von Räumen zu betrachten.

Anschaulich wird dies, wenn man sich das räumlich-soziale Szenario als Arena (vgl. Cloos, Peter u. a. 2009) vorstellt: Dazu gehören neben einer Bühne auch ein Publikumsraum und eine Hinterbühne. Junge Menschen performen zum Teil auf der Bühne, beispielsweise wenn sie sich als Gruppe mit lauter Musik an einer Bushaltestelle oder an einer Treppe im öffentlichen Raum treffen und diesen Ort in Beschlag nehmen. Oder wenn sie mitten auf dem Schulhof für alle einsehbar spielen, rappen oder sich „dissen“. Das alles machen sie spontan und richten sich dabei oft nach Regeln, die Außenstehende nicht klar erkennen. Je nach Befinden und Situation wechseln sie auch flexibel zwischen Bühne, Publikumsbereich oder Hinterbühne, die jeweils unterschiedliche Qualitäten in der Interaktion aufweisen. Alle diese Teile der Arena sind wichtig und erfüllen einen Zweck in den angeeigneten Räumen – und damit auch allgemein beim Aufwachsen junger Menschen.

Übertragen heißt das: Zum Aufwachsen gehört die Gestaltung der Freizeit mit Gleichaltrigen. Manchmal braucht es dabei eine Bühne, um sich oder die eigenen Positionen zu präsentieren bzw. diese vor anderen auszuprobieren und mit anderen – auch wettkampfählich – in Auseinandersetzung zu bringen. Fehlen adäquate Arenen im öffentlichen oder pädagogischen Raum, schaffen sich junge Menschen diese selbst – beispielsweise in Form der oben erwähnten Treppe, auf der sie sich treffen, öffentlich präsentieren und ein Publikum für Präsentationen bilden.

Auch die Hinterbühnen sind wichtig für das jugendliche Aufwachsen. Die Funktion dieser uneinsehbaren Räume ist für Außenstehende oft schwer nachvollziehbar. Junge Menschen, die sich dort aufhalten, werden kritisch beäugt. Manchmal braucht es das Chillen und Beobachten von anderen. Und manchmal braucht es Bereiche, in denen man vor den Blicken der anderen geschützt ist. So können Jugendeinrichtungen und selbstorganisierte Räume in ihrer Gesamtheit auch dazu dienen, sich dem kritischen Blick einer erwachsenen, autoritär-leistungsorientierten, heterosexistischen und von rassistischen Haltungen geprägten Öffentlichkeit zu entziehen.

Auch weniger frequentierte öffentliche Orte zählen zu diesen Hinterbühnen. Sichtbar und öffentlich thematisiert werden diese meist durch Müll oder Graffitis, die hinterlassen werden. Oder aber sie werden als Orte problematisiert, an denen sich Jugendliche sogar dem sozialarbeiterischen Zugriff entziehen, wie in einer Sozialraumbegehung beschrieben wird: *„Man kann sich da gut drin verstecken. Dahinter gibt es einen ganz kleinen Gang und wenn halt doch mal die Schulassistenten da vorbeigehen, um zu gucken, wo denn ihre Pappenheimer stecken, sehen sie dann den Busch“* (FK_L_1_2).

Was in den Prozessbegleitungen des Projektes an manchen Punkten sichtbar wurde und sich auch hier zeigt, ist, dass auch Jugendarbeiter*innen nicht per se frei davon sind, ordnungspolitische oder verhaltensregulierende Perspektiven auf ihre Adressat*innen einzunehmen. Gerade in Settings, in denen von außen solche Aufträge als stetiger Kanon an Jugendarbeit formuliert werden und in denen Fachkräfte stark vereinzelt agieren müssen, scheint dies naheliegend.

Die Erfahrung in den Prozessen unterstreicht gleichzeitig, dass solche Perspektiven für einen nachhaltigen Beziehungsaufbau und für die demokratisch-solidarische Auseinandersetzung mit Konfliktszenarien wenig hilfreich sind. Denn aus professioneller Sicht ist es interessanter und relevanter, zu ergründen und zu verstehen, *warum* sich junge Menschen vor sozialarbeiterischen Angeboten verstecken oder gar der Schulpflicht nicht nachkommen.

Gerade der Alltag im Rahmen der Pandemie wurde weit mehr reguliert und damit verkleinerten sich Räume für junge Menschen noch mehr. Das Netz aus Kontrollen, Interventionen und Sanktionen durch verschiedene Institutionen wurde weiter verdichtet. In einer solchen gesellschaftlichen Situation kommt es darauf an, für junge Menschen ansprechbar zu sein, deren Alltagsthemen wahr- und ernst zu nehmen und ihre auf Selbstbestimmung zielenden Handlungsmodi anzuerkennen. Dafür sind gerade Jugendarbeiter*innen relevant, die von jungen Menschen im Gegensatz zu Eltern, Lehrer*innen oder Ordnungsbehörden oft als „andere Erwachsene“ wahrgenommen werden und ihre Erfahrungen, Ängste sowie individuellen und kollektiven Probleme besser nachvollziehen können (→ siehe Band 4).

Um diesen professionellen Aufgaben gerecht werden zu können, benötigen Fachkräfte unterstützende Träger. Sie können Mitarbeiter*innen strukturell und inhaltlich stärken und die Ziele der Jugendarbeit auch in andere Institutionen des Gemeinwesens kommunizieren. Mit einem entsprechenden Rückhalt sind Jugendarbeiter*innen auch viel eher in der Lage, selbst gute Räume oder Hinterbühnen zu schaffen und bereitzustellen, um jungen Menschen die Möglichkeit zu geben, sich auszuprobieren. In diesem Sinne sind emanzipatorische Fachkräfte gehalten ein „flammendes Engagement“ für uneinsehbare Orte und Räume zu entwickeln.

7. Die Häuser: Exklusive Räume für junge Menschen

Eine weitere Facette betrifft die Ausgestaltung von Räumen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Bei Teilen der Jugendarbeiter*innen kursiert die Idealvorstellung von einer dichten Struktur großer Häuser, die reich mit funktionalem Mobiliar, Technik und anderen Ressourcen ausgestattet sind und damit breite Möglichkeiten für pädagogische Settings vorhalten. Die Realität sieht oftmals anders aus: Räume sind eher klein und es gibt wenig Mittel, um notwendige oder von den Jugendlichen gewünschte Anschaffungen zu tätigen. Der Wunsch nach gut ausgestatteten Räumen und die gegensätzliche Realität zeigt sich z. B. in der folgenden Einschätzung der eigenen Einrichtung: *„Das wurde weggerissen und da hat man gesagt: ‚Aber den Jugendclub wollen wir behalten. Da holen wir uns ein paar Container aus Holland und setzen die mal kurz da hin, bis wir eine andere Variante gefunden haben.‘ Aus ‚mal kurz‘ wurden jetzt auch acht Jahre. Die Container wurden gekauft und es bleibt jetzt einfach so, wie es ist“* (FK_L_1_2).

Der Zwiespalt zwischen Wunsch und Realität kann oder muss sogar frustrieren, wenn er sich an diesem Ideal festmacht. Die emanzipatorische Entfaltung jugendarbeiterischer Praxis erscheint gleichzeitig auch in kleinen, eher provisorischen Räumen möglich. Es zeigt sich, dass es stark von der Identifikation aller Beteiligten mit den Räumen sowie von den eigentlichen Gestaltungspotenzialen abhängt, ob diese emanzipatorische Praxis letztlich umgesetzt wird.

Vor dem Hintergrund des erlebten Rückbaus von Räumen der Jugendarbeit wird hier deutlich, dass vor allem das Gefühl von genommenen Möglichkeiten und der Degradierung des eigenen Angebots vorherrscht. Sich aus einem wahrgenommenen Provisorium in einen Dauerzustand versetzt zu sehen, hinterlässt in diesem Fall ein Gefühl der Geringschätzung der eigenen Arbeit. Mutmaßlich geht dies mit der Erfahrung einher, im Gemeinwesen zu wenig Lobby für konkrete, notwendige Strukturanpassungen zu haben.

Mit Blick auf die jugendliche Nutzung der Einrichtung lässt sich aber auch eine positivere Lesart finden, denn provisorische Räume bergen Potenziale: als neue aneignungsoffene Räume oder gerade auch als Provisorium. Die Qualität, die darin steckt, ist gerade die Flexibilität, die Dynamik und die Anpassbarkeit der Gestaltung und Aneignung. Häufig ist die Größe oder Art der Räume für die Adressat*innen der Offenen Jugendarbeit erst einmal weniger relevant. Im Vordergrund stehen das Interesse der Begegnung, die Möglichkeit, diese Räume mitzugestalten, und die vorhandenen Beziehungen zu den Jugendarbeiter*innen. Zwar kann man kleine Räume und fehlenden Platz problematisch finden, aber zugleich eröffnet gerade die Nutzung von Containern andere Möglich-

keiten. Diese sind zunächst kombinier- und erweiterbar – was zumindest bei festen Häusern nicht ohne weiteres möglich ist. Zudem lassen sich Container transportieren. Im besten Fall ließe sich so auch ein passenderer Ort im Viertel finden, an dem sie positioniert werden und an dem der Gestaltungsspielraum des Außenbereiches größer ist. Hier zeigen sich ähnliche Potenziale wie bei den unterschiedlichsten Formen selbstverwalteter Jugendräume in und außerhalb von Sachsen.

Unabhängig von diesem Containerbeispiel wäre im Sinne einer beidseitig emanzipatorischen Option Folgendes festzuhalten: Junge Menschen können und müssen sich mit vielem arrangieren. Deshalb ist es für sie wahrscheinlich vor allem wichtig, dass es jugendspezifische Räume gibt und dass darin Möglichkeiten der Aneignung und Erfahrung bestehen. Ziel jugendarbeiterischer Praxis sollte es daher sein, das kollektive Aneignen und Bereitstellen von Räumen im Sinne der jungen Menschen zu gewährleisten. Die Diversität junger Menschen und damit auch in Zusammenhang stehende Aneignungsmodi sind dabei als Ressource zu denken und zu nutzen. Die Kreativität, den Enthusiasmus und die Freude junger Menschen durch eine solche Offenheit zu wecken, könnte ihnen damit auch in herausfordernden Kontexten nicht nur eine aus ihren Lebensbedingungen und Alltagserfahrungen resultierende Schwere nehmen, sondern auch der eigenen Frustration als Jugendarbeiter*in entgegenwirken.

8. Die Erfahrungen: Jugendarbeit im konkreten Alltag junger Menschen

Wie eingangs erwähnt, hat eine konflikthafte und frustrierende Praxis Auswirkungen auf die Arbeit mit den Adressat*in-

nen. Die Bilder und Vorurteile, die auf junge Menschen projiziert werden, können auch Fachkräfte prägen. Entsprechend wichtig ist es, eine professionelle Sichtweise zu erhalten und stetig weiterzuentwickeln und fachliche Erklärungen und Handlungsschritte für problematische oder unverständliche Haltungen und Handlungen der Adressat*innen zu finden. So alt der Spruch auch ist, „auf Augenhöhe mit Jugendlichen“ zu agieren, ist eine gute Grundlage für viele Praxis Herausforderungen – und sollte bestenfalls auch die grundsätzliche Haltung gegenüber jungen Menschen sein. Denn an vielen Punkten entstehen Konflikte, wenn ihre Sichtweisen nicht gekannt, verstanden oder ernst genommen werden.

Das heißt beispielsweise, die individuellen Bildungsprozesse Jugendlicher ernst zu nehmen. Unter anderem beschrieben es Fachkräfte als herausfordernd, im klassischen Sinne *Bildung* zu vermitteln. Ihre Adressat*innen interessierten sich schlichtweg nicht für bestimmte Angebote und Themen (z. B. historische Bildung). Dies steht im starken Kontrast zu den Erfahrungen in der Begleitung anderer Jugendlicher aus der Einrichtung: *„Wir hatten ja auch so Ausfahrten gemacht, Auschwitz, Theresienstadt oder so, da hast du wirklich auch eine breite Zielgruppe gefunden, die sich interessiert hat, die sich wirklich auch ein Wochenende vorher hingesezt hat und Workshops gemacht hat und so weiter. Wir haben Fotoausstellungen gemacht und so weiter: wenn ich mir vorstelle, das heute mit den Jugendlichen machen zu wollen, die wirklich [...] jeden Tag kommen, also da bin ich fast hoffnungslos“* (FK_1_5_1).

Für die Fachkraft scheint die aktuelle Situation mit Blick auf demokratische Bildungsgelegenheiten nicht zufriedenstellend. Für sie wichtige demokratische Gesellschaftsthemen

stoßen bei den Jugendlichen kaum auf Resonanz oder es werden teilweise entgegengesetzte Positionen zu diesen Themen sichtbar. Andererseits kann diese Situation aber auch für Jugendliche frustrierend sein, weil sie durch ihre bisher gemachten Erfahrungen und Lebenslagen an einem anderen Punkt sind: Vielleicht haben sie schlechte Erfahrungen mit den Themen gemacht oder können mit der Art der Bildungsvermittlung wenig anfangen.

Die Art und Weise, *wie* Themen angeboten und mit jungen Menschen thematisiert werden, muss im Sinne der Subjektorientierung mit ihnen und unter ihnen gemeinsam erarbeitet werden. Das bleibt ein mühsamer Prozess. Zugespitzt: Was mit ökonomisch abgesicherten Jugendlichen in der Großstadt funktionieren kann, muss nicht genauso mit prekär lebenden Schüler*innen in der Kleinstadt funktionieren. Jugendliche, die formale Bildung – ähnlich dem Lernen in der Schule – als eher frustrierend empfinden, können ein Workshop-Format wie oben beschrieben auch in ihrer Freizeit als wenig reizvoll erleben. Vielleicht verbinden sie dies vor allem mit Leistungsdruck, paternalistischer Wissensvermittlung und Alltagsferne.

Auch von Fachkräften als niedrigschwellig empfundene Angebote – wie das Auslegen von Tageszeitungen – kann für Jugendliche eher hochschwellig sein: „[W]ir haben zum Beispiel auch immer die Freie Presse mit daliegen, wo wir verschiedene Sachen, die da eben auch mal drinstehen, oder eben jetzt die ganzen Demos oder was auch immer, wo man versucht, darüber mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen“ (FK_I_5_1). Wenn der Versuch, auf diese Weise ins Gespräch zu kommen, von Jugendlichen zurückgewiesen wird, ist es für die Fachkraft frustrierend. Das muss aber nicht zwangsläufig so sein, denn

Jugendarbeit ist immer auch ein methodisches Versuchslabor. Zum einen ermöglicht das Angebot zumindest, sich zu informieren und darüber ins Gespräch zu kommen. Es drückt potenziell eine zugewandte Haltung aus, die die Fachkraft den Jugendlichen gegenüber einnimmt. Zum anderen kann aus dem nicht genutzten Angebot eine neue Interventionsidee entstehen. Das macht die Arbeit mit jungen Menschen spannend, erfordert aber eine offene Haltung von Fachkräften, sich auf sie einzulassen und sich damit auch frei von anderen Ansprüchen zu machen. Um weniger zu erschöpfen, kann eine Grundhaltung darin bestehen, jungen Menschen Themen zwar anzubieten, sie aber selbst entscheiden zu lassen, ob und wie sie diese aufgreifen wollen. Wichtig ist vor allem, dass die Nichtnutzung von (Bildungs-)Angeboten nicht pauschal einem sozialen Milieu oder einer vermeintlichen kulturellen Prägung zugeschrieben wird. Vielmehr gilt es, die Interessen und Bildungsmotive junger Menschen in den Blick zu nehmen und auf dieser Grundlage die jeweiligen Bildungsangebote und Gelegenheitsstrukturen individuell auf sie anzupassen.

Dass es im Alltag oft herausfordernd ist, im niedrigschwelligen und offenen Setting mit jungen Menschen zu arbeiten, zeigt auch die folgende Aussage: *„Die für irgendwas zu begeistern, finde ich, ist total schwierig“* (FK_1_5_1). Das ist wohl eine Erfahrung, die viele Jugendarbeiter*innen gemacht haben.

Manchmal kann dies den Eindruck erwecken, bestimmte Jugendliche wollten vor allem passiv anwesend sein. Ihnen aber eine „Interessenlosigkeit“ zu unterstellen, würde die unterschiedlichen Lebenswelten der jungen Menschen ebenso wie ihre alltäglichen Probleme in der Zugehörigkeit zu spezifischen, oft marginalisierten, gesellschaftlichen Gruppen außer Acht

lassen. Denn, so wird beispielsweise in Bezug auf die integrative Einbindung einer anderen Gruppe Jugendlicher ausgeführt, es seien junge Menschen mit Fluchterfahrung in aktuell prekärem Aufenthaltsstatus. Die Zusammenarbeit reflektiert die Fachkraft folgendermaßen: *„Ich glaube, [...] wir müssen vielleicht ein bisschen an unserer Erwartungshaltung [...] arbeiten. Was sie gesagt haben: mehr Geduld. Ne? Ich glaube das ist ganz wichtig, manche Geflüchtete oder manche Menschen mit Migrationshintergrund [...], die können keine Geduld haben, weil die seit Ewigkeiten in einem Zustand sind, wo sie auf was warten, auf eine Entscheidung warten und da ist es glaube ich ganz schwierig, von denen Geduld zu verlangen. Aber insgesamt, denke ich, müssen wir uns eigentlich mehr Zeit und mehr Geduld geben, um zusammen zu wachsen, um miteinander gut zurechtzukommen“* (FK_1_3_1). Hier davon auszugehen, Angebote der demokratischen Bildung – jenseits ihres Interesses, einen sichereren Aufenthaltsstatus zu erlangen – könnten auf reges Interesse und geduldige Mitarbeit stoßen, scheinen weit entfernt von den Bewältigungsaufgaben in ihrem Alltag.

Die Frage, warum junge Menschen so handeln, wie sie handeln, ist grundlegend für jede gelingende Jugendarbeit. Die obige Aussage macht eine andere Perspektive auf die Interessen junger Menschen auf und verdeutlicht, dass geflüchtete junge Menschen mit unsicheren Aufenthaltsstatus und Zukunftsperspektiven häufig keine Geduld haben, sich auf die etablierten Angebote der Jugend- und Migrationssozialarbeit einzulassen. Warum auch? Ihre Lebenssituation zwingt sie dazu, ständig mit einer Unsicherheit zurechtzukommen, für die sie zum Teil wenig Unterstützung erhalten. Auf Dauer ist das sehr zermürbend und kann dazu führen, dass die eigene Begeisterungsfähigkeit – für andere Freizeitangebote der Jugendarbeit – abnimmt.

Das zeigt, dass Menschen permanent durch ihre dynamische Umwelt und soziale Position geprägt werden. Ihre Bedürfnisse, ihr Denken und ihre Wahrnehmung sind bereits von Kindheit an nicht nur von den Beziehungen zu anderen Menschen – wie Eltern oder Freund*innen – geleitet, sondern in starkem Maße von den Möglichkeiten, die ihre Lebenslage zulässt. Wie viel Geld steht mir zum Leben zur Verfügung? Welche Bildungsbiografien haben die Menschen in meinem Umfeld? Wo und unter welchen Bedingungen wohne ich? Wie konflikt- und entbehrensreich ist mein Alltag? Diese Fragen prägen die eigenen Erfahrungen. Das gilt nicht nur für die Adressat*innen der Jugendarbeit, sondern auch für die Fachkräfte selbst, die schließlich sowohl Professionelle als auch Privatpersonen sind.

Bei Fachkräften, die in sehr herausfordernden und konflikthaften Settings arbeiten, zeigt sich dies sehr deutlich an der Art und Weise der Kommunikation über die eigene Praxis. Diese ist teilweise von einer distanzierten Haltung zum Handlungsfeld geprägt, was nicht per se problematisch ist, aber auch etwas Hemmendes haben kann. Hemmend in dem Sinne, dass der Blick auf die eigene Praxis und die eigenen Möglichkeiten verdeckt wird – und somit auf viele Veränderungspotenziale, um positive Entwicklungen und Verbesserungen herbeizuführen. Wie schwierig es oftmals auch für erfahrene Fachkräfte ist, einen positiven, ressourcenorientierten Weitblick einzunehmen, zeigte sich auch in den Begleitprozessen. Eine vielschichtige Perspektive auf Adressat*innen einzunehmen und, die an ihren Sichtweisen anschließt, ist im komplexen Praxisalltag von Jugendarbeiter*innen nicht immer einfach. Aber es kann vieles erleichtern – für Fachkräfte und vor allem für die jungen Menschen. Bildung ist hier vorrangig als gemeinsamer Suchprozess, weniger als Vermittlung von Inhalten zu verstehen. Aber, wie eine Fachkraft positiv formuliert:

„und trotzdem hinterlassen wir eben Spuren“ (FK_I_5_1). Ob sich diese Spuren festtreten, darauf haben Jugendarbeiter*innen vor allem einen rahmenden Einfluss. Für anschlussfähige Angebote in der Begleitung diverser junger Menschen braucht es eine Jugendarbeit, die entsprechend habitussensibel agiert und diese Jugendlichen auf ihre Art in ihrem Bildungsprozess begleitet. Emanzipatorische Jugendarbeit zu gestalten, bedeutet, für solche Prozesse Räume zur Verfügung zu stellen und zu ermöglichen, dass sie nicht vereinzelt, sondern gemeinsam, kritisch und solidarisch mit allen Nutzer*innen umgesetzt werden.

9. Die Professionellen – Kartografie mit der Praxis

Gewohntes auf einen neuen oder einfacheren Weg zu bringen, ist eine Leistung, die gemeinsame Beratungen und Prozesse ermöglichen können. Die verschiedenen Wege als Pfade auf einer Art „Landkarte“ zu betrachten, ist eine nützliche Metapher (→ siehe Band 3). Zunächst kennen nur die lokalen Fachkräfte diese Landkarte. Externe Begleitungen sind daher darauf angewiesen, gemeinsam mit den Kolleg*innen vor Ort auf die Karte zu schauen und sie sich erklären zu lassen. Denn nur dadurch zeigt sich, warum manche Wege, die an anderen Orten gegangen werden, hier nicht infrage kommen – beispielsweise weil sie durch andere Akteur*innen (Kommune, Ordnungsbehörde, Bauamt etc.) versperrt oder zu ‚Mautstraßen‘ deklariert wurden und Fachkräfte nicht die Ressourcen haben (Zeit, Energie oder tatsächlich Geld), um diese ‚Maut‘ zu entrichten.

Der engere und längerfristige Austausch im Projektverlauf ermöglichte einen tieferen Einblick in den spezifischen Alltag der Fachkräfte. Dabei wurde deutlich, dass es für Frustrationen bis hin zu Zynismus klare und nachvollziehbare Gründe gibt, denn

die jugendarbeiterische Praxis agiert teilweise unter äußerst prekären Bedingungen, zu denen neben Vereinzelung z. B. auch eine als unangemessen empfundene Entlohnung gehört. Vor allem aber wird als schwierig erlebt, dass grundlegende Probleme im Gemeinwesen und mit den Adressat*innen allein mit dem eigenen Engagement nicht bewältigt werden können. In ihren Arbeitsfeldern sind die Fachkräfte immer wieder mit neuen gesamtgesellschaftlichen Krisen konfrontiert. Einige Facetten dieser Herausforderungen werden in einem Interview deutlich: *„Es sind super viele engagierte Fachkräfte vor Ort, die einfach – weil viele davon schon seit vielen Jahren da sind – natürlich so ihren Weg haben und ja auch lange, lange Zeit Einzelkämpfer waren. Ich glaube, da verliert man dann irgendwann so ein bisschen den Punkt, sich wieder zusammenzutun“* (FK_I_1_2). Hier wird zum einen der Fachkräftemangel in ländlichen Regionen angesprochen. Gerade dort, wo Jugend- und Sozialarbeiter*innen teilweise jahrelang vereinzelt waren und sich mit den Bedingungen vor Ort arrangieren mussten, fällt es schwer, aus den Praxisroutinen auszubrechen. Viele sind – wie auch im Zitat deutlich wird – sehr engagiert und setzen sich für ihre Adressat*innen ein. Jedoch stoßen sie mit ihren Ressourcen rasch an Grenzen.

Der Begriff „Einzelkämpfer“ markiert hier eine Wahrnehmung des Kampfes mindestens im doppelten Sinn: Er scheint im Sinne des eigenen Engagements ein Kampf für die Adressat*innen und gegen gesellschaftliche Probleme – aber auch ein Kampf gegen widrige Bedingungen, unter denen die Jugendarbeiter*innen als Fachkräfte und als Menschen leiden. Und in den politischen Krisen der letzten Jahre ist es wohl zusätzlich auch ein Kampf um persönliche, fachliche und politische Standpunkte, die nur wenige zu teilen scheinen. Dies wird in einem wei-

teren Zitat beispielhaft deutlich: *„Das nimmt enorm viel Energie weg, wenn man eigentlich versucht, die Stadt besser zu machen und die Stadt zu unterstützen, die Stadt selber das gefühlt aber gar nicht möchte und indirekt auch vermittelt, dass die ganzen [Migrant*innen] sich bitte wieder vom Acker machen sollen und eigentlich gar nicht erwünscht sind“* (FK_I_1_2).

Hier zeigt sich ein Punkt, der immer wieder zu Frustration bei Fachkräften führt: fehlende Unterstützung der eigenen Arbeit bzw. bei der fachlichen Einschätzung von Problemen vor Ort. Diese fehlende Unterstützung hat wiederum zur Folge, dass neue engagierte Fachkräfte nach kurzer Zeit wieder wechseln: *„Klar hat so eine ländliche Region immer das Problem, Fachkräfte ranzuholen – das kann ich alles nachvollziehen – aber am Ende sind wir auch einige gewesen, die aus [der nächstgelegenen Großstadt] den Weg jeden Tag auf sich genommen haben und ich glaube schon, dass ich auch länger da gewesen wäre, wenn mehr Unterstützung da gewesen wäre“* (FK_I_1_2).

Während ein Teil Fachkräfte vor allem damit beschäftigt ist, bestehende Defizite in ihren Arbeitsfeldern zu kompensieren, ihren Blick also ‚nach innen‘ richten (müssen), äußern Akteur*innen von außerhalb ihrer Arbeitsfelder sowie ihrer (lokalen) Handlungsräume immer wieder Kritik. Diese macht sich häufig an vorgestellten Aufträgen und bestehenden Wirkungserwartungen fest – und gleichzeitig auch daran, wie neutral oder parteilich man in der Jugendarbeit im Gemeinwesen zu verfahren habe.

Auch solche Erwartungen verstärken mitunter die Frustration. Kommunale Vertreter*innen erwarten von Jugendarbeit zumeist, dass sie mit wenigen Ressourcen die vorhandenen

Strukturen aufrechterhält. Dabei soll sie am besten alle jungen Menschen vor Ort erreichen, aus ihnen „gute Bürger*innen“ machen und parallel dazu ordnungspolitische Vorstellungen von Erwachsenen durchsetzen sowie formalisierte (Jugend-) Beteiligungsstrukturen für die eigene Kommune bereitstellen. Zusätzlich kommen nun – durch die stetig wachsenden Unterstützungsstrukturen in Form von Projekten – immer neue thematische Anforderungen in das ohnehin schon oft schlecht ausgestattete Arbeitsfeld.

Wo andere Strukturen des Gemeinwesens an ihre Grenzen geraten, soll Jugendarbeit oft spezifische Bildungsaufgaben übernehmen und soziale Kontrolle ausüben. Erwartungen, die von Eltern, öffentlichem Träger und anderen Institutionen sowie aus der Bevölkerung – und oft gleichzeitig – an Praktiker*innen herangetragen werden, bestehen z. B. darin, dass diese mit ihren Adressat*innen Demokratiebildung umsetzen, digitale Lebenswelten aufgreifen, diskriminierende Jugendliche von ihren „schlechten“ Haltungen abbringen, von Diskriminierung betroffenen Jugendlichen Schutzräume schaffen, allen Seiten offene Räume bieten und bestmöglich noch für alle Anfragen als Praxispartner*innen für externe Projekte zu Verfügung stehen. Damit einher gehen Wirkungserwartungen, denen die Jugendarbeit selbst bei einem „idealtypischen“ Verlauf nicht gerecht werden kann.

Für Außenstehende sind Belastungen und Ohnmachtsgefühle von Fachkräften im kleinstädtischen und ländlichen Raum manchmal kaum sicht- oder erklärbar. Oftmals wird das Bild gezeichnet, dass Jugendarbeiter*innen – aber auch andere Engagierte – sich zu wenig demokratisch positionieren, ihren fachlichen Auftrag weniger ernst nehmen und insgesamt we-

niger professionell agieren als sie sollten. Sicher: Es gehört zum professionellen Auftrag, sich demokratisch zu positionieren – gerade in Sozialräumen, in denen beispielsweise rassistische Haltungen stark vertreten sind. Doch damit ist es nicht getan: Fachkräfte im Raum außerhalb der Großstädte sind nicht nur eher von Anfeindungen oder Infragestellungen ihrer Arbeit betroffen – vor allem, wenn sie selbst vor Ort wohnen. Häufig haben sie auch einen erweiterten professionellen Blick auf die lokalen Bewohner*innen und Strukturen und können mitunter besser einschätzen, welches strategische Agieren oder welche Themen notwendig sind, um den fachlichen Zielen näherzukommen.

Gleichwohl wird der politische Auftrag, den Jugendarbeiter*innen haben, nicht immer in dem Maße ernst- oder wahrgenommen, wie es möglich wäre. Hier ist jedoch wichtig zu betonen, dass dies mitunter nicht daran liegt, dass die Fachkräfte unpolitischer oder weniger professionell sind. Sondern sie arbeiten, wie oben beschrieben, unter extrem eingeschränkten Bedingungen, die dazu führen, dass die Ressourcen und Kräfte nicht aufgebracht werden können, um notwendige Auseinandersetzungen zu führen oder umfassende, lokal angemessene Strategien zu etablieren. Es kommt in diesen Fällen zu einer Art ‚funktionalen Entpolitisierung‘. Hierdurch wird versucht, das Emanzipatorische vor allem in Nuancen vor Ort – Schutzräume, sinnlich-attraktive Angebote, vielfältige und solidarische Begegnungen – zu stabilisieren oder Rückschläge vor dem Hintergrund der Vehemenz völkischer Deutungen zu kompensieren.

Entsprechende übergeordnete Strukturen und Projekte, die in die pädagogische Praxis „einfliegen“, können überfordern und als Belastung und Entfremdung von den Alltagsthemen und

-dynamiken wahrgenommen werden. Das muss aber nicht so sein. Begleitstrukturen können im besten Fall die Sichtweise der Fachkräfte vor Ort befremden, jedoch gleichzeitig – im Rahmen längerfristig angelegter, thematisch geöffneter Prozessbegleitungen – nah an deren Angeboten empfunden werden. Dann können Begleitprozesse durchaus als Bereicherung und Unterstützung wahrgenommen werden:

- Sie legen zentrale Praxiserfahrungen in der gemeinsamen Fachdiskussion frei.
- Sie ermöglichen sparsam modulierte Umgangsweisen mit den Adressat*innen und den Themen, die die Jugendlichen zeigen.
- Sie schaffen neue Perspektiven auf Bildung und Bildungserfahrungen.
- Sie schützen vor dem Versuch, sich aus drohender Überforderung gegen fachliche Reflexion und Kritik nach außen abzuschotten und damit diese Kritik erst recht auf sich zu ziehen.
- Sie bieten einen Raum zur Entwicklung neuer Handlungsfähigkeit in stark emanzipationsbeschränkenden Gemeinwesen.

Die Wünsche in Bezug auf die Resultate von Begleitprozessen sind zu Beginn meist auf beiden Seiten sehr umfassend und können, wie oben ausgeführt, nicht allumfassend erfüllt werden. Die gemeinsamen Ziele sind daher im Verlauf von Begleitprozessen immer wieder zu schärfen. Projekte wollen möglichst schnell viele Fachkräfte erreichen und sie mit wenig Zeitaufwand auf den „richtigen Weg“ bringen sowie Haltungen, Wissen und Handlungssicherheit vermitteln. Dabei bleibt oft keine Zeit, die eigenen Ansprüche an die professionelle Praxis mit den Bedingungen und Prozessen vor Ort abzugleichen und

sie nachhaltig in diese zu übersetzen. Viele Fachkräfte wiederum erhoffen sich einen maßgeschneiderten Methodenkoffer und Kniffe, wie sie trotz geringer Ressourcen doch noch möglichst „viele zum Guten“ wenden können. Beide Ansprüche scheitern allzu oft an den Rahmenbedingungen. Sie scheitern letztlich aber auch an überzogenen Vorstellungen sozialpädagogischer Praxiswirksamkeit und demokratischer Bildung.

So mussten sich auch die Begleitprozesse dieses Projektes von Anforderungen und Planungen emanzipieren und sie auf die jeweiligen Gegebenheiten und Themen der Standorte übertragen. Der Vorteil lag hier darin, dass die Prozesse von vornherein mehrjährig angelegt waren und damit Möglichkeiten eröffnet wurden, prozessorientiert zu arbeiten. Was die Begleitung grundsätzlich „bringen kann“, macht folgende Aussage einer Fachkraft deutlich: *„Ich glaube, dass es wichtig ist – gerade weil ja dieses Gefühl, dass man da allein auf weiter Flur steht – dem entgegenzuwirken, indem man sich in Netzwerken zusammentut, wo aber auch von außen Kräfte dazukommen, die einen anderen Blick nochmal haben und nicht diese Frustration so verstärkt spüren“* (FK_I_1_2).

Das spiegeln auch Rückmeldungen anderer Fachkräfte wider, die die gemeinsamen Treffen mit dem Projektteam als Unterstützung und Entlastung wahrgenommen haben. Der Grund war nicht unbedingt, dass sie in ihren Angeboten und Einrichtungen vollkommen allein dastehen. In ihrem Sozialraum fanden sich aber zum Teil nur wenige andere, die sich zu bestimmten Themen (Migration, Geschlechtervielfalt etc.) bewusst demokratisch und offen positionieren. So wurden die Treffen auch als Raum für Rückhalt unter Gleichgesinnten wahrgenommen.

In der Begleitung ist eine ethnographisch-verstehensbezogene, fragende Haltung wichtig. Die Begleitenden haben möglicherweise eine spezifische thematische Expertise, aber die lokalen Fachkräfte sind Expert*innen für die Dynamiken und Funktionslogiken der Gemeinwesen, in denen ihre Angebote stattfinden. Der gemeinsame Blick auf die Karte vor Ort ist notwendig. Außenstehende können so zunächst verstehen, dass manche Wege aus guten Gründen nicht genutzt werden. Der gemeinsame Einblick ist auch hilfreich um bestehende „Nebenstrecken“ oder „Trampelpfade“ zu erschließen. Unabhängig davon, ob diese gerade genutzt werden oder nicht, kann mit einem Wissen über die Wege auf der Karte eine gemeinsame Befassung mit den Möglichkeiten erfolgen, auf welche Weise die fachlichen Ansprüche am besten realisiert werden können.

Durch externe Akteur*innen können Möglichkeiten oder (fachlich begründete) ‚Genehmigungen‘ etabliert werden, um bisher versperrte Wege zu nutzen. Für die externen Akteure*innen ist es dabei wichtig, eng am Alltag der Fachkräfte zu sein und die Gesamtsituation vor Ort zu kennen. Denn auch, wenn manchmal „Umwege“ oder „Trampelpfade“ gegangen werden könnten, ist Folgendes zu bedenken: Oft sind Fachkräfte mit so schwerem Gepäck unterwegs, dass sie auf diesen Wegen nicht durchhalten würden. Hier müssen und können externe Akteur*innen eine Stütze sein und sollten nicht noch mehr Gepäck oben drauf legen.

Um das ernst zu nehmen, ist es wichtig, auch theoretische Anforderungen oder (vermeintlich) wichtiges Wissen nicht als große Gepäckstücke mitzugeben, sondern maßvoll in die Hände der Fachkräfte zu legen. Die Erfahrung des Projektteams zeigt, dass es manchmal vor allem Zeit braucht,

um Neues aufzugreifen. Zudem ist der Alltag der Fachkräfte teilweise so verdichtet, dass es schwierig ist, Theorien oder Modelle auf die eigene Praxis anzuwenden. Hier benötigt es Wissen um die Herausforderungen vor Ort und ein Gespür von Externen: Welche Themen sind für die Fachkräfte überhaupt relevant? Welche Teilaspekte werden in den Fokus gerückt? Und wie sieht ein konkreter Plan aus, all dies passgenau auf die Jugendarbeit vor Ort zu übertragen?

Diese Übersetzungsleistung liegt in der Verantwortung der Begleitung. Dafür kann es nützlich sein, auch gemeinsam mit den Fachkräften vor Ort in die Angebote und Einrichtungen zu gehen und als Kolleg*innen tätig zu werden – beispielsweise in Form von Aktionen oder einzelnen Angeboten. Es entlastet beide Seiten, von der Annahme abzurücken, dass durch die Begleitung alles grundlegend verändert wird. Vielmehr können auf der Landkarte Spuren hinterlassen werden, die im besten Fall noch lange sichtbar sind und zu sicheren Wegen werden. Der professionelle Habitus von Jugendarbeiter*innen entwickelt sich in einem stetigen Prozess in der pädagogischen Praxis. Daher kann es in der Prozessbegleitung – die nicht nur demokratische Bildung von jungen Menschen thematisiert, sondern selbst ein Raum demokratischer Bildung für alle Beteiligten sein will – nicht darum gehen, dass Jugendarbeiter*innen ihr gesamtes Praxiswissen, ihre Erfahrungen und ihre Handlungsweisen zurücklassen. Theoretische Ideale demokratischer Bildung und kontrollierbarer Wirksamkeit, mit denen die Praxis permanent konfrontiert ist, sind daher immer wieder kritisch-reflektierend zu betrachten. In dieser Auseinandersetzung ist eine emanzipatorische Praxis aus ihren eigenen fachlichen Logiken heraus zu entwickeln. Sonst bleiben alle demokratiebildenden Ideale hier auf theoretische Appelle beschränkt.

Fazit

Auf der Suche nach dem Emanzipatorischen in der Praxis der Jugendarbeit geht es häufig darum, kleinere Interventionen, Settings und Dynamiken in den Blick zu nehmen, um diese Sequenzen dann im Sinne des großen Begriffs der Emanzipation denkbar zu machen. Dabei ist anzuerkennen, dass die bestehenden gesellschaftlichen Strukturen junge Menschen in der Diversität ihrer Lebenslagen und Lebensweisen beschränken. Für eine daran anschließende parteiliche Praxis in der Jugendarbeit kann dabei die folgende Perspektive handlungsleitend sein: *„Emanzipation heißt die Befreiung der Subjekte – in unserem Fall der Heranwachsenden dieser Gesellschaft – aus Bedingungen, die ihre Rationalität und das mit ihr verbundene gesellschaftliche Handeln beschränken“* (Mollenhauer 1968, S. 27).

Emanzipatorisches ist also nur entlang von konkreten lokalen und pädagogischen Bedingungen zu finden. Emanzipation muss sich in diesem Setting denken lassen. Folgende Perspektiven können daher für eine demokratische Bildung im Sinne der Emanzipation abgeleitet werden:

- 1** Angemessene Strategien der demokratischen Bildung vor Ort können nur unter Beteiligung diverser junger Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungshintergründen und Interessenlagen entworfen werden. Diese Beteiligung braucht längerfristig angelegte Begleitprozesse zur Erkundung jugendlicher Lebenswelten durch Fachkräfte und das sensible Erkennen auch informeller Teiligungsformen.
- 2** Demokratische Bildung lässt sich in den Alltagsgelegenheiten der Jugendlichen entdecken, arrangieren und als solidarische Praxis an ihren Erfahrungen ausrichten. Pro-

fessionelle Beziehungen und räumliche „Provisorien“ – also gestaltbare und gestaltungsmotivierende Räume – sind das Fundament der Aneignung und demokratischen Bildung in der Jugendarbeit.

- 3** Junge Menschen benötigen „Bühnen“ zum Sichtbarwerden wie auch „Hinterbühnen“ als geschützte Interaktions- und Reflexionsräume. Sie wechseln diese Räume spontan. Rauman eignungen junger Menschen sind aus jugend arbeiterischer Perspektive vor allem als informelle demokratische Bildung und damit als emanzipierende Praxis zu verstehen. Emanzipatorische Jugendarbeit bedeutet gleichermaßen das Streiten für diverse Angebote der Jugendarbeit und für aneignungsoffene öffentliche Räume.
- 4** Jugendarbeit hat damit auch den Auftrag, die Öffentlichkeit vor Ort als politischen Raum zu verstehen und hier für Diversität aktiv zu werden, inklusive öffentliche Räume einzufordern und inklusive Einrichtungen zu gestalten.
- 5** Tradierte Erzählungen über Orte im Sozialraum und die teilweise damit verbundene Abwertung ihrer Nutzer*innen können allein durch das gezielte Aufsuchen durch Jugendarbeiter*innen, aber auch durch neue Sichtbarkeiten an den Orten unterlaufen werden. Jugendarbeit kann hier aktivierende Praxis mit bestehenden und neuen Nutzer*innen gestalten oder dazu anregen, selbst aktiv zu werden.
- 6** Die Sensibilität für die spezifischen Integrations- und Entwicklungsaufgaben junger Menschen wie auch für emanzipationshemmenden Faktoren ist mit Blick auf lokale Anforderungen und bezüglich der Auswirkungen von Rassismus, Heterosexismus und Kapitalismus immer wieder durch die Jugendarbeit zu befördern. Gesellschaftliche Verwerfungen sind dabei parteilich geschützt und öffentlich sichtbar, gemeinsam mit den jungen Menschen zu kritisieren.

- 7 Vernetzung und Kooperation sind auch vor dem Hintergrund realistischer Ressourcenbeurteilungen auf strategische lokale Partnerschaften auszurichten. Zusammen mit Partner*innen beispielsweise mit spezifischer Expertise in der Migrationssozialarbeit, Kritischer Sozialer Arbeit oder Jugendarbeit mit queeren jungen Menschen können niedrigschwellige Angebote vor Ort verzahnt und so gemeinsam verstetigt werden. So entwickelt sich nicht nur die Angebotslandschaft, sondern im Austausch mit „externen“ Kolleg*innen auch die gemeinsame Fachlichkeit und Feldkenntnis.
- 8 Jugendarbeiter*innen sind auch in Krisen- und Transformationsszenarien Expert*innen für die Perspektiven jugendlicher Betroffener. Hier sollten Fachkräfte die eigenen professionellen Perspektiven auf die komplexen, lokalen Situationen in die politischen Debatten vor Ort einbringen.
- 9 In allen Transformationsprozessen ist größtmögliche Beteiligung und der Erhalt von Freiräumen einzufordern, sodass diese vor allem als demokratische Gestaltungsprozesse erlebt werden können.

Oelschlägel (2005, S. 224) unterscheidet zwei Aspekte von Emanzipation:

- *„Die Befreiung unterdrückter, unterprivilegiertes und unselbständiger Individuen und Gruppen [...]“*
- *„Den pädagogisch unterstützten, schrittweisen Lernprozess des (jungen) Menschen in Richtung auf seine Mündigkeit.“*

Die hier beschriebenen Unterdrückten und Unterprivilegierten sind nie nur allgemein Jugendliche. Sie leben an einem konkreten Ort, haben eine spezifische soziale Herkunft und erleben dezidierte Leistungsanforderungen. Sie sind in migrations-

gesellschaftlichen Verhältnissen positioniert und müssen sich mit heterosexistischen Normalitäten auseinandersetzen. Macht und Unterdrückung, Privilegierung und Deprivation sind in ihrem Alltag so konkret verteilt wie auch die Formen ihrer eigensinnigen Emanzipationsbewegungen inklusive ihrer (un)konstruktiven Praxen. Auf diese Bewegung sollte sich Jugendarbeit einlassen und sie solidarisch positioniert mitgestalten, um darin Prozesse demokratischer Bildung und die Weiterentwicklung von Mündigkeit möglich werden zu lassen.

Literatur

AGJF Sachsen & Scherr, Albert (2018): Für eine Jugendarbeit im Sinne der Emanzipation. Chemnitz.

Cloos, Peter; Köngeter, Stefan; Müller, Burkhard & Thole, Werner (2009): Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden.

Franzheld, Tobias (2015): Emanzipation. In: Thole, Werner; Höblich, Davina & Ahmed, Sarina (Hrsg.): Taschenwörterbuch Soziale Arbeit. Bad Heilbrunn.

Mollenhauer, Klaus (1968): Erziehung und Emanzipation. München

Oelschlägel, Dieter (2005): Emanzipation. In: Kreft, Dieter & Mielenz, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Weinheim und München. S. 224–226.

IMPRESSUM

Abschlussdokumentation des Projekts „MUT-Interventionen. Vielfalt. Lokal. Stärken.“

Herausgeber

AGJF Sachsen e.V.
Neefestr. 82
09119 Chemnitz



Redaktion

Kai Dietrich, Romy Nowak, Nils Schuhmacher &
Markus Weidmüller

Erscheinungsjahr

2023 (Redaktionsschluss: 12/2022)

Kontakt

T. 0371 - 5 33 64 24
mut@agjf-sachsen.de
mut.agjf-sachsen.de

Gestaltung

www.cmkey.de

Bildnachweis

Foto von Daniel Lincoln von Unsplash
(www.unsplash.com/de/fotos/iK8t56RS4g8)

Diese Maßnahme wird mitfinanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Gefördert durch



STAATSMINISTERIUM FÜR SOZIALES
UND GESELLSCHAFTLICHEN
ZUSAMMENHALT





MUT
VIELFALT.LOKAL.STÄRKEN

agjt Arbeitsgemeinschaft
Jugendfreizeitsstätten
Sachsen e.V.